

Die entwendete Handschrift (Auszüge)

Basel, 22. April 2015

Als sie den Rhein überqueren, blickt Laura automatisch nach rechts. Die Türme des Basler Münsters sind kleiner als in ihrer Erinnerung. Sie musste dem Taxifahrer am Badischen Bahnhof den Weg erklären; er hat noch nie jemanden zum Wolfgottesacker gebracht. Nun fährt er Richtung Zürich.

„Beim Tramdepot Dreispitz“, wiederholt Laura, und er wechselt die Spur. An seinem Rückspiegel baumelt ein silbernes Kettchen mit einem Ring, einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Laura schaut auf die Uhr, sie ist zu spät.

Die Abdankungskapelle ist leer, als Laura sie betritt. Nur die Ausdünstungen der Trauergemeinde hängen noch in der Luft, aus Mottenschränken hervorgeholte Anzüge, englische Rasierwasser, feuchte Taschentücher. Einen Augenblick erwägt sie, ob sie sich in das aufgeschlagene Kondolenzbuch eintragen soll: Laura Merak, Ehefrau des Verstorbenen. Sie lässt ihre Reisetasche im Vorraum der Kapelle, und während sie die Allee hinunter geht, wirft sie einen Blick auf das fotokopierte Programm, das neben dem Kondolenzbuch auflag. Air Suite Nr. 3 von Johann Sebastian Bach, Begrüßung, Lebenslauf, Würdigungen, noch mehr Bach, nach dem Schlussgebet: „Il n'y a pas d'amour heureux“ von Georges Brassens. Laura zerknüllt das Programm.

Die schwarz gekleidete Schar steht um das Familiengrab, ein Monument aus rotem Sandstein, das einem flachgedrückten Tempel gleicht. Laura erkennt Thérèse, Richards Schwester, in der vordersten Reihe an ihrem pelzbesetzten Beerdigungshut. Auch die anderen Köpfe sind ihr vertraut. Laura stellt sich neben eines der Grabmäler auf der gegenüberliegenden Wegseite, einen leicht gewandeten Engel mit einem Lorbeerzweig in der Hand. Es ist ein strahlend blauer Tag, und der Frühlingswind weht die Worte des Pfarrers von ihr weg. Der Bärlauch zu Füßen des Engels duftet in der Wärme der Sonne. Nach dem Schlusseggen kommt Bewegung in die Gruppe. Thérèse tritt vor, bückt sich und wirft etwas in das frisch ausgehobene Grab, die anderen tun es ihr gleich. Nach einer Weile kann Laura die Vase neben dem Erdhaufen sehen: Gerberas, Richards Lieblingsblumen. In der Familie Merak hatte jeder eine Lieblingsblume, eine Lieblingsmusik, ein Lieblingsessen.

Thérèse unterhält sich mit dem Pfarrer, einige Trauergäste verabschieden sich mit bedauernden Mienen von ihr, da sie nicht am Leichenmahl teilnehmen können. Laura tritt weiter in den Schatten des Engels zurück, als sie an ihr vorbeigehen. Es sind Richards Kollegen von der Universität, Professoren für neuere Geschichte, Schweizer Geschichte, osteuropäische Geschichte.

„Laura!“ Bert Grünfeld hat sie entdeckt. „Ich habe mich noch gefragt, ob du auch hier sein wirst.“

Kurz darauf ist Laura von Menschen umringt, manche kondolieren ihr, andere lächeln. Lauras Augen füllen sich mit Tränen. Auch in der Gruppe am Grab hat man sie bemerkt, Thérèse dreht ihr ostentativ den Rücken zu, die zwei alten Damen neben ihr tuscheln. Laura versucht, sich an ihre Namen zu erinnern, aber sie sind wie ausradiert.

Mit Bert zusammen geht Laura durch die Allee zur Kapelle zurück. Sie wäre gern noch einen Moment an Richards Grab gestanden, aber Thérèse wich nicht von der Stelle. Das Sonnenlicht scheint durch die Frühlingszweige und wirft ein Geflecht von Schatten auf die Gräber. Hier bestatten die alteingesessenen Basler ihre Toten, und die Aufschriften auf den Steinen lesen sich wie eine Geschichte der Stadt. Berts schwarzer Anzug knistert, in dem grauseidenen Schal, den er um den Hals trägt, steckt eine Perle. Er erzählt von Richards Projekten am Zentrum für Renaissance-Forschung. „Es tut mir wirklich leid“, unterbricht er sich.

„Wir waren getrennt.“

Bert seufzt. „Ich dachte stets, ihr seid das ideale Paar.“ Hinter dem exakten Baseldeutsch ist noch immer seine Innerschweizer Herkunft zu hören.

„Das dachten viele.“

Laura fährt mit dem Tram zum Hauptbahnhof. Warum ist sie nach Basel gekommen? Nachdem sie sich vor dem neobyzantinischen Portal des Wolfgottesackers von Bert Grünfeld verabschiedet hatte, ging sie mit ihrer Reisetasche über die Geleise am Tramdepot vorbei zur Haltestelle. Ein Lastwagen drängte sie zur Seite, Arbeiter winkten sie an einer Baustelle vorbei, es roch nach Abgas. Der Friedhof, auf dem Richard begraben wurde, lag in einer anderen Welt.

Nach der Trennung hatte sie eine Weile gehofft, sie könne nochmals mit ihm sprechen. Aber seine Mitteilungen zu dem, was es noch zu regeln gab, waren so schroff, dass sie den Mut nicht fand; und dann schien es nicht mehr wichtig. Der Zufall würde entscheiden, ob ihre Wege sich wieder kreuzen würden, und es war ein Zufall, dass sie sich letzte Woche an der Rezeption des Inselhotels in Konstanz trafen. Laura schließt die Augen und Franz Lindners Gesicht taucht vor ihr auf. Um seine braune Iris lagen grünliche Ringe.

Das Tram hält vor dem Hauptbahnhof. Laura ist mit einem Mal müde und betrachtet die Hotels rings um den Platz. In der Bar des Eulers haben Richard und sie nach Theaterbesuchen jeweils noch ein Glas Wein getrunken, auf die Terrasse des Schweizerhofes hat Richards Bankier sie im Sommer zum Mittagessen eingeladen. Das Hotel Viktoria macht den unbefangenen Eindruck. Eine Schar von Reisenden ergießt sich aus einem Tram und strömt kofferziehend auf den Bahnhof zu. Von seinem Dach starren die

kupfergrünen Basilisken auf Laura hinunter, und für einen Moment sieht sie sich durch ihre Augen zwischen den Tramschienen wie in einem Spinnennetz.

„Es sind alle gekommen“, hat Bert beim Abschied unter dem Friedhofsportal gesagt, und es klang wie ein Trost.

Laura dachte an die Schwarzgekleideten vor dem Grab. „Bis auf Hans Peterson.“

Bert betrachtete sie verwundert. „Peterson ist tot.“

„Tot?“

„Ja. Wusstest du das nicht?“

Laura schüttelte den Kopf.

„Er ist im letzten November gestorben. Richard hat einen Nachruf verfasst.“ Bert begann aus dem Kopf zu zitieren, und Laura erkannte Richards knapp bemessenes Lob zwischen den Floskeln.

Es ist kurz nach sechs, als Laura wieder im Hotel Viktoria ist, und sie setzt sich ins Restaurant. Bei Meraks war es verpönt, vor halb acht zu Abend zu essen, nur Kleinbürger taten das. Eine Woche nach dem Kuss im Vogelhaus war Richard mit dem Jaguar seines Vaters vor dem Einfamilienhäuschen von Lauras Eltern vorgefahren. Die Nachbarn staunten hinter den Vorhängen. Im Innern des Wagens roch es nach Leder, und Laura erschrak, als das Fenster auf ihrer Seite sich während der Fahrt plötzlich öffnete. Beim Opel ihres Vaters wurden die Scheiben von Hand heruntergekurbelt; Richard lachte. Er erklärte, sie würden bei ihm zu Hause zu Abend essen. Laura dachte sich nichts dabei, bis er in die Toreinfahrt einbog und auf dem gepflasterten Hof unter der Linde parkte. Eine blonde Dame in einem Chanel-Kostüm empfing sie in der Eingangshalle. Sie legte den Arm um Richard und küsste ihn auf den Mund. Es dauerte einen Moment, bis Laura begriff, dass das seine Mutter war. Ihre Absätze klapperten auf den schwarz-weißen Marmorfliesen. Laura trug die indische Bluse, die sie von ihrer Schwester bekommen hatte, und Stoffsandalen. Im Salon stand ein Eiskübel mit einer Flasche Weißwein bereit. Der Raum war von Lampen erleuchtet, die sich hinter weißen Blenden verbargen, wie in einem Aquarium. Richards Mutter redete in einem fort. Nach einer Weile öffnete sich eine Schiebetür und sein Vater erschien, ein untersetzter Mann mit dünnen Lippen. Er musterte Laura. Gleich darauf kratzte es an der Gartentür, und Frau Merak ließ – ohne in ihrem Redefluss innezuhalten – einen großen, schwarzen Neufundländer herein. Lauras Herz machte einen Sprung, seit sie denken konnte, hatte sie sich so einen Hund gewünscht.

Es gebe ein einfaches Abendessen, erklärte Frau Merak. Sie war am Nachmittag beim Friseur gewesen und hatte keine Zeit gehabt, ein Menu zu planen. Laura staunte, als

sie die Saucenflaschen, Töpfchen und Schalen sah, die auf dem Esstisch unter dem goldenen Lüster aufgebaut waren. Sie hatte noch nie Beefsteak Tartar gegessen. Dann begannen die Fragen: ob sie ein rohes Ei in das Fleisch auf ihrem Teller mischen wolle, Essiggurken, Zwiebeln, Paprikaschoten, roter oder schwarzer Pfeffer, welche der drei Cognacs sie bevorzuge, Tabasco? Jede ihrer Antworten löste Kommentare aus, mal gehörte sie ins Lager von Richards Vater, mal in das seiner Mutter oder seiner älteren Schwester Thérèse, die in Paris Kunstgeschichte studierte. Wenn Laura das wählte, was Richard mochte, ertete sie ein anerkennendes Nicken, aber der braungraue Klumpen, den sie nach allen Entscheidungen auf ihrem Teller hatte, stieß auf unverhohlene Ablehnung. So ein Tartar, meinte Richards Vater, würde er auch nicht essen, wenn man ihn erschläge. Laura erstarrte. Richards Mutter tadelte ihren Gatten lachend. Sie seien eine ehrliche Familie, sagte sie, sie könnten nicht lügen. Erst Jahre später begriff Laura, dass der Abend eine Prüfung gewesen war, die sie in keinem Punkt bestand. Am folgenden Wochenende lud Richard sie ins Kino ein. Seine Eltern mussten ihn gedrängt haben, sie nicht mehr zu sehen, aber er erwähnte es nie. Er war überzeugt, dass Laura die Richtige war – so sehr, dass auch sie es mit der Zeit glaubte. Nach dem Kino schliefen sie auf dem zurückgeklappten Sitz von Richards Fiat zum ersten Mal miteinander.

Während Laura auf ihr Essen wartet, zieht sie Hans Petersons Manuskript aus der Handtasche. Henriette hatte ihr den Band mit der Ringbindung bereitwillig überlassen; sie habe, sagte sie, noch andere Exemplare, die von den Verlagen zurückgeschickt worden waren. Laura weiß, wann sie den Namen des griechischen Gelehrten zum ersten Mal hörte. Chryso von golden, louri heißt Riemen, erklärte ihr Hans, einer der goldene Riemen schneidet, Zügel, Fesseln. Manuel Chrysoloras war ein Wegbereiter der Renaissance, fiel Richard ihm ins Wort, und Laura schämte sich, den Namen nicht zu kennen.

Sie verbrachten zu jener Zeit fast jeden Samstagabend bei Hans und Henriette Peterson. Laura hatte nach dem Studium die Stelle an dem Wirtschaftsforschungsinstitut gefunden, und Richard und sie hatten geheiratet. Es sei nicht üblich, hatte sein Vater gesagt, dass ein Merak konkubiniere. Während Richard den Rotwein, den er mitgebracht hatte, dekantierte, berichtete Hans von dem Konzept, das er Frau Professor Grimm eingereicht hatte. In ein paar Wochen würden er und Richard die Abschlussprüfungen hinter sich haben und mit einer Dissertation beginnen können. Manuel Chrysoloras, der Ende des 14. Jahrhunderts aus Konstantinopel gekommen war, um den Florentinern Griechisch zu lehren, war ein ideales Thema, erklärte Hans. Es gab kaum Untersuchungen über den Gelehrten, und florentinische Geschichte gehörte zu Professor Grimms Spezialgebieten; eine Arbeit über Chrysoloras musste sie interessieren. „Hurensack!“ Richards Stimme überschlug sich, sein Rotwein hatte Zapfen. Während Laura sich hastig bei Henriette nach ihrer kränkenden Mutter erkundigte, goss Richard den Wein in den Spülstein, und Hans suchte eine Flasche

aus seinem eigenen Regal. Laura hörte, wie die Männer sich in der Küche weiter über Manuel Chrysoloras unterhielten, Richard klang wieder gelassen; sein Zorn dauerte stets nur Sekunden.

„Die vorliegenden biographischen Fragmente sind keine abschließende Beurteilung, sondern Ausgangsbasis für weitere Untersuchungen, wobei feststeht, dass die Resultate meiner Forschungen den bisher vorherrschenden Annahmen grundlegend widersprechen.“ Die Serviertochter stellt die Bratwurst mit Rösti vor Laura hin, und sie legt Hans Petersons Manuskript zur Seite. Am Nebentisch schreibt ein Inder einen Brief, in ihrem Rücken unterhält sich ein holländisches Ehepaar; nur Touristen essen hier. Die Sonne, die hinter dem Bahnhofdach untergeht, blendet Laura. Einige Tage nach jenem Samstagabend bei Petersons kam Richard überraschend zu ihr ins Institut. Sie war mit der Korrektur eines Artikels für die *Wirtschaftswoche* beschäftigt und brauchte einen Moment, bis sie begriff, warum Richard so aufgeregt war. Frau Professor Grimm hatte zugestimmt, dass er seine Dissertation über Manuel Chrysoloras schrieb. „Eine einmalige Chance“, erklärte er. „Ich dachte, Hans würde über diesen Gelehrten arbeiten?“ „Frau Grimm wird ihm ein anderes Thema geben.“ Für die Recherchen, fuhr Richard fort, werde er einige Zeit in Florenz verbringen.

25. April 2015

„Auf unser Wiedersehen.“ Franz Lindners Hand zittert ein wenig, als er zu seinem Weinglas greift.

Laura blickt sich in der niedrigen, holzgetäfelten Gaststube um. Sie liegt ein paar Stufen tiefer als das Straßenniveau, und im Schein der tiefhängenden Deckenlampen fühlt man sich wie in einer Höhle. „Es hat sich nichts verändert.“ Sie sitzen an dem Tisch neben dem Ofen, auf dessen grünen Kacheln der Basilisk mit dem Stadtwappen in den Klauen abgebildet ist.

„Ein Basler Kollege hat mir dieses Restaurant empfohlen“, schmunzelt der Konsul.

„Es war das Lieblingsrestaurant meines Mannes“, sagt Laura und bereut es sofort. „Santé.“ Sie nimmt ihr Weinglas, als bemerke sie Franz Lindners Verlegenheit nicht.

Auf dem Rückweg vom Rhein hatte sie seine Einladung zum Abendessen auf ihrem Handy entdeckt. Dreimal hatte sie sich umgezogen, bis sie sich für den schwarzen Rollkragenpullover zu den schwarzen Jeans und den dunkelroten Seidenschal entschied. Er reicht ihr das silberne Brotkörbchen und ihr Siegelring stößt mit leisem Klingeln gegen ein Glas.

„Das Merak'sche Wappen?“, erkundigt er sich.

„Er gehörte meinem Schwiegervater“, erklärt Laura. „Er hat ihn mir geschenkt.“

„Er muss Sie sehr gemocht haben.“

„Er hat mich verachtet.“ Laura lächelt. „Ich war katholisch und eine Buchhaltertochter.“

„Und Sie?“

„Ich habe versucht, ihm zu gefallen, aber es gelang mir nicht.“

„Immerhin hat er Ihnen den Ring geschenkt?“

„Eine Wiedergutmachung. Oder das Morphium, das man ihm in den Tagen vor seinem Tod spritzte.“

Franz Lindner schweigt.

„Sie haben den Polizeibericht bekommen?“, erkundigt sich Laura so beiläufig wie möglich. Der Konsul nickt und greift nach seiner Aktentasche. „Und diese Unterlagen hier. Offenbar lagen sie in der Bischofsstube.“ Er reicht ihr Richards Schreibmappe aus olivbraunem Rindsleder.

„Und zu welchem Schluss ist die deutsche Polizei gekommen?“, fragt Laura weiter.

„Kreislaufversagen.“

„Warum versagt ein Kreislauf?“ Sie öffnet die Schreibmappe und beginnt in den Unterlagen zu blättern.

„Herzrhythmusstörung, akutes koronares Ereignis, Schlaganfall, Vergiftungen, allergischer Schock; ein Kreislaufversagen kann unzählige Ursachen haben.“

„Sie sind gut informiert“, meint Laura, ohne von den Unterlagen aufzublicken.

„Das gehört zu meinem Beruf.“

In der Ledermappe liegen das Programm der Tagung, Richards Vortrag – mit breitem Rand in doppeltem Zeilenabstand abgetippt – die Korrespondenz mit den Veranstaltern: Verhandlungen über das Honorar, eine Leselampe auf dem Stehpult, Doppelzimmer mit Seesicht und Badewanne. „Ich will das nicht.“ Laura klappt die Ledermappe zu und gibt sie Franz Lindner zurück.

Er steckt sie in seine Aktentasche, als habe er nichts anderes erwartet, und Laura fragt sich, ob die Unterlagen nur ein Vorwand waren, um sie zu treffen.

„Dass die Ärztin, die den Totenschein ausstellte, Ihren Mann kannte, hat die Formalitäten natürlich wesentlich vereinfacht“, fügt der Konsul hinzu.

„Sie hat Richard gekannt?“, wundert sich Laura.

„Ja, offenbar hat Ihr Mann sie am Tag zuvor aufgesucht.“

„Warum?“

„Ich dachte, Sie wüssten das vielleicht?“

Franz Lindners braune Augen beobachten sie. Hat er sie zum Essen eingeladen, um herauszufinden, woran Richard starb? „Ich habe keine Ahnung. Vielleicht hat er vergessen, seine Herztabletten zu nehmen“, mutmaßt sie erleichtert, dass die Serviertochter ihre Vorspeisen bringt. Richard hat nie etwas vergessen, und er hasste fremde Ärzte. Er

konsultierte für alles Doktor Burckhardt an der Engulgasse, der mit ihm in die Schule gegangen war. Die Serviertochter stellt Laura den Salat und Franz Lindner die Teigwaren hin; nach kurzen Erklärungen stehen die Teller richtig.

„Wie lange werden Sie in Basel bleiben?“, erkundigt sich Franz Lindner, nach einer Weile.

Es besteht kein Grund, dem Konsul etwas zu verschweigen, und während Laura ihre Salbeiravioli isst, erzählt sie von den Abweichungen zwischen Richards Dissertation und Hans' Fragmenten. Als sie ihre Unterhaltung mit Marieluise beschreibt, breitet sich Belustigung auf Franz Lindners Gesicht aus, und sie beginnt ihren Bericht auszuschnücken.

„Werden Sie diese Begegnung in einem Ihrer Bücher beschreiben?“, erkundigt er sich, als Laura zu Ende erzählt hat.

„Alles ist Material.“ Laura bemerkt die grünlichen Ringe wieder um Franz' Iris.

„Ich habe begonnen, Ihren ersten Roman zu lesen“, gesteht er.

„Gehört das auch zu Ihrem Beruf?“, fragt sie spöttisch.

„Nein“, er schmunzelt. „Dafür muss man nur das Handbuch für Schweizer Diplomaten lesen.“ Einen Moment verfangen sich ihre Blicke ineinander. „Dieser Garten, den Sie da beschreiben“, Laura spürt, wie sich ihr Herz zusammenzieht, „mit dem Apfelbaum, den Schwertlilien. Gibt es den wirklich?“

„Warum meinen die Leute immer, es müsse alles wahr sein? Warum darf man heute nichts mehr erfinden?“ Sie greift nach ihrem Weinglas.

„Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten“, entschuldigt sich Franz Lindner.

„Es war nicht persönlich gemeint.“ Ihre Stimme ist wieder gelassen. „Manches ist wahr, manches erfunden. Meist beginnt man mit etwas Wahrem, verändert es, fügt etwas hinzu. Beim Schreiben vermischen sich Wirklichkeit und Vorstellung, und es ist ja auch das Ziel, dass der Leser das eine nicht vom andern unterscheiden kann.“ Franz schiebt die Tomatenscheiben auf seinem Teller beiseite und isst die letzten Salatblätter. Seine Hände sind kaum größer als ihre eigenen, die Finger kräftig mit kurz geschnittenen Nägeln, und er trägt keinen Ring. „Und vieles geschieht im Kopf des Lesers“, fährt Laura fort.

Während dem Hauptgang erzählt Franz Lindner von seinen beiden Töchtern. Jacky, die ältere, ist Goldschmiedin in Zürich, die jüngere, Lizzy, hat eben eine Stelle als Assistenzärztin am Universitätsspital Basel bekommen und deshalb ist Franz Lindner hier. Er hilft ihr, ihre neue Wohnung einzurichten.

„Haben Sie Ihrer Tochter den Polizeibericht gezeigt?“, fragt Laura.

Der Konsul macht ein betretenes Gesicht. „Sie untersteht der ärztlichen Schweigepflicht; und eine zweite Meinung zu hören, ist immer gut.“

Laura versucht, das Bild von Richards weißem Gesicht wegzuschieben.

„Und was planen Sie nun?“, fragt Franz Lindner, als sie vor ihren Espressi sitzen.

„Nach Irland zurückkehren“, antwortet Laura lustlos.

„Und Chrysoloras?“

„Ich bin keine Historikerin. Ich müsste die Quellen lesen, sie mit den Aussagen von Peterson und meinem Mann vergleichen, um die Wahrheit herauszufinden.“

„Vielleicht geht es nicht um Wahrheit, sondern um Erfindung.“

„Sie meinen, Peterson oder mein Mann haben Dinge erfunden?“

„Nicht Dinge, sondern eine Person, zwei Personen.“

„Jekyll and Hyde des Manuel Chysoloras“, grinst Laura.

„Jeder Mensch hat zwei Seiten. Das fällt doch in Ihr Fach“, fährt Franz Lindner unbeirrt fort.

„Sie wissen, wie man aus Fakten Erfindungen macht.“

„Ja, aber –“

„Dann können Sie doch sicher herausfinden, welche Fakten sich hinter den Erfindungen der beiden Historiker verbergen.“

Laura betrachtet ihr Espresso-Tässchen. „Tatsächlich gibt es wenige Fakten. Von Chysoloras selbst sind nur ein paar Briefe erhalten, eine Beschreibung von Rom und seine Erotemata.“ Franz runzelt die Stirn. „Eine Formenlehre der griechischen Sprache. Die erste griechische Grammatik für Leute, die nicht griechischer Muttersprache sind. Nach Chysoloras' Tod wurde die Grammatik zum Standardwerk. Jeder Humanist, der etwas auf sich hielt, benutzte sie.“

„Dieser Hans Peterson und Ihr Mann waren befreundet?“, hakt Franz Lindner wieder ein.

„Früher.“ An der Wand gegenüber hängt ein Spiegel, in dem Laura sich und den Konsul an dem weißgeckten Tisch sitzen sieht; sie wüsste gern, wie sein graues Haar sich anfühlt.